



## Angeln mit dem Dicken

Ein warmes Auto ist ein guter Platz zum Schlafen, auch wenn man den Rücksitz mit Schlafsäcken und der großen orangefarbenen Kühlbox teilen muss, den Wasserkocher auf dem Schoß hat und sich außerdem anschnallen muss. Ich höre den Regentropfen zu, die hart auf den Kombi plattern, als wären sie Magneten, die es vom grauen Himmel auf das metallene Dach herunterzieht. Das Wasser gurgelt über die Fensterscheiben, die Scheibenwischer krietschen. Das rhythmische Geräusch schläfert ein, und ich frage mich, warum Mom und Dad es so störend finden.

»Ich SAGTE dir doch, du sollst Ersatz kaufen«, sagt Dad zu Mom.

»Das SAGTEST du nicht«, entgegnet Mom. »Werd ja nicht laut mir gegenüber!«

Ich verdrehe die Augen, schiele und presse die Lippen aufeinander, so wie Mom es immer macht, wenn

sie wütend ist. Mein Gesicht fühlt sich jetzt an wie eine Rosine.

»AMY!«, ruft Mom in Richtung Rücksitz.

Schuldbewusst zucke ich zusammen, obwohl sie mein Rosinengesicht gar nicht gesehen haben kann. »Geht es dir gut da hinten?« Ich gebe keine Antwort. Schnell mache ich die Augen zu und überlege, ob ich ein Schnarchen vortäuschen sollte. Ist wahrscheinlich zu auffällig. »Sie schläft«, sagt Mom zu Dad. Ha! Reingelegt.

Ich warte darauf, dass sie anfangen, über mich zu reden, aber sie reden nur über Dexter. Das wurmt mich.

Dexter ist meine Schwester und derzeit das zweithäufigste Gesprächsthema zu Hause. Sie ist dreizehn – zwei Jahre älter als ich – und das erste Mal nicht mit uns im Sommerurlaub. Stattdessen ist sie zwei Wochen bei ihrer besten Freundin, der Fiesen Fiona. Die Fiese Fiona hat lange schwarze Haare und einen Swimmingpool in ihrem Garten, dafür hat sie keine Katze. Bei uns zu Hause kann sie nicht übernachten, weil sie eine Katzenallergie hat, ha! Solange ich denken kann, hat Dex jedes Jahr gefragt, ob sie bei der Fiesen Fiona übernachten darf – vergeblich. Aber in diesem Jahr überschneidet sich unser Urlaub mit dem zweiwöchigen Ballettkurs, an dem Dex und die Fiese Fiona jedes Jahr teilnehmen, seit ich denken kann. Dad konnte sei-

nen Urlaub nicht verschieben und Dex und die Fiese Fiona sind Ballettfreundinnen.

Zwei Wochen ohne Dexter, das ist komisch. »Vermisst du deine Schwester schon?«, fragt Dad andauernd, als wär das äußerst witzig, aber ich bin sicher, Mom und Dad haben einfach Angst. Ständig reden sie über sie, Mom ist unaufmerksam und nennt mich versehentlich Dex und langsam steckt es mich an. Ich frage mich dann zum Beispiel: Was würde Dexter machen, wenn sie jetzt hier wäre? Wenn sie uns zuhören würde, wie lange würde es dann dauern, bis sie mich eine Idiotin schimpft? Manchmal höre ich ihre Stimme, gerade so, als stünde sie direkt neben mir. »Man grinst nicht, wenn man schläft«, sagt sie jetzt. »Mom und Dad behandeln dich wie ein Baby.« Ich spüre richtig, wie sie mir mit ihrem Fingernagel an die Schläfe schnalzt.

Ich bin gar nicht mehr ich selbst. Es ist wie eine Krankheit, wie wenn man Fieber hat. Aber davon habe ich mich in ein, zwei Tagen bestimmt erholt, und dann werde ich froh sein, dass mich niemand an den Haaren zieht, keiner sich über meine Klamotten lustig macht oder sich alle zwei Minuten als etwas Besseres hinstellt.

Das häufigste Gesprächsthema zu Hause ist derzeit Opa, der wenige Tage vor unserer Abreise einen kleinen Schlaganfall erlitten hat. Wenn ich an das Wort

»Schlag« denke, stelle ich mir eine riesige flache Hand vor, die vom Himmel herabkommt und Opa sanft an die Stirn schlägt, als hätte er etwas vergessen. Aber die Hand kannte ihre eigene Stärke nicht und schlug ihn stattdessen zu Boden, so dass er sich den Kopf stieß und deshalb über Nacht im Krankenhaus bleiben musste. »Opa geht es gut«, hatten Mom und Dad gesagt. Aber dann sagten sie fast unseren Urlaub ab, also weiß ich nicht, was ich davon halten soll. Erst sollte Dexter bei Oma und Opa bleiben und ihnen helfen, aber der Ballettkurs hätte zu viel Fahrerei bedeutet für Oma, die lieber zu Hause bleiben und den angeblich-gutgehenden Opa pflegen wollte. Also schlossen sie einen Kompromiss: Dexter sollte bei der Fiesen Fiona bleiben und Oma würde sich um den gutgehenden Opa kümmern. Und wir machen statt am Grand Canyon auf einer der Gulf Islands Urlaub, in einem Ferienhaus am See, das nicht weiter als eine Tagesreise entfernt ist, damit wir gegebenenfalls schnell zu Hause sein können. »Wegen Dexter«, sagte Mom, als hätte ich nicht schon bemerkt, dass Dad siebzehn Mal in der Stunde seine Brille abnahm und sich über die Stirn fuhr, in Sorge um seinen eigenen Dad. Ich bin elf. Ich bin kein *Kind*.

Nach alledem sind wir nun also hier und fahren zum See. Ich frage mich, ob wir unterwegs wohl an einem Dairy-Queen-Restaurant vorbeikommen. Und

wie viel Zeit wir von hier bis zum Ferienhaus brauchen. Und wo hier ist. Durch listige Wimpern luge ich zum Fenster hinaus, so merken sie nicht, dass ich wach bin. Bäume, Berge, Regen. Wohnwagen rumpeln vorüber, gefolgt von großen Holzlastern. Und mittendrin ein schnittiges weißes Wohnmobil mit Vorhängen und Trittleitern und coolen gelben Streifen. Wenn ich älter bin, will ich in einem Wohnmobil wohnen. Dann denke ich an Eisbecher mit Karamellsauce und stelle mir vor, im karamellfarben verhängten Wohnmobil zu liegen und zuzuschauen, wie die Straße und die Bäume und die Berge mit zunehmender Dunkelheit zerrinnen. Dann schlafe ich wirklich ein, während wir unserem Sommerurlaub entgegenrumpeln.

»Aufwachen, AMY!«, ruft Mom.

»Nein«, antworte ich.

»Wir sind da. Steig aus und hilf mir, die Sachen zum Haus zu tragen.«

»Wo ist Dad?«

»Er ist in der Rezeption und telefoniert mit Opa. Schau mal ...«, Mom zeigt mit dem Finger den Hügel hinunter durch die Bäume, »... dort ist der See.« Die Luft ist kühl und weich und grau. Ich krieche aus dem Auto und strecke mich. Dann stehe ich neben Mom und schaue mich um. Wir sind in einem abschüssigen Kiefernwald. Weiter unten liegt der See, der schwach

durch die Bäume schimmert und aussieht wie eine dampfende Schüssel. Und da sehe ich ihn zum ersten Mal, den dicken Jungen. Er läuft den Weg von der Rezeption hinunter, an den Parkplätzen vorbei, zum Bootssteg. Wir schauen aneinander vorbei. Der Junge ist etwa gleich alt wie ich. Ebenso schnell, wie er auftaucht, ist er auch wieder verschwunden.

Plötzlich ist alles sehr still und ruhig. Sogar das Wasser hört man jetzt ans Ufer schnalzen wie hundert durstige Zungen. Der Nachmittagshimmel verdüstert sich und irgendwo in der Ferne jammert und schluchzt ein untröstlicher Vogel, lauscht seinem Echo und klagt aufs Neue. Es ist, als stünden wir an einem dunklen, nebligen Ort zwischen einem Regenguss und dem nächsten. Ich werde froh sein, wenn wir endlich im Haus sind, das Licht brennt und das Abendessen auf dem Herd seinen Duft verströmt. Ich freue mich schon auf mein warmes Bett. Da schreit der Vogel wieder. Ein Schauer läuft mir über den Rücken.

»Wie gruselig«, sagt die unsichtbare Dexter. Sie steht hinter mir und schlägt die Arme um ihre Schultern. »Lass uns reingehen, los!«

»Ist mir recht«, sage ich. Mom fragt, mit wem ich da rede.

Am nächsten Morgen weckt mich das Singen der Vögel. Der traurige Vogel von gestern Abend ist nicht

mehr da, stattdessen jagen piepsige kleine Vögel umher, die einen sonnigen Tag schon bei Tagesanbruch erkennen. Und heute ist ein sonniger Tag. Den Nebel von gestern Abend hat der See längst aufgesogen, die Sonne hat sich blinkernd in den Bäumen verfangen und verkündet einen strahlenden Tag.

Das Frühstück ist widerlich.

»Du hast das Brot vergessen«, sagt Dad zu Mom.

»Du auch, vermute ich mal.« Moms Tonfall klingt zwar ganz lustig, aber niemand kann darüber lachen.

»Ich hasse Cornflakes!«, sage ich. »Gibt's nicht irgendwas anderes? Sind Muffins da? Oder Schokopops? Oder Käse? Oder ... «

»NEIN«, sagen Mom und Dad wie aus einem Munde. Gleich zwei Rosinengesichter. Ich würge ein paar Mundvoll Cornflakes und einige Bissen einer fleckigen Banane hinunter, während sich Mom und Dad sorgfältig anschweigen. Dexter und die Fiese Fiona schwelgen wahrscheinlich gerade in gebackenem Vanille-Milch-Toast und Erdbeeren. Fast wünsche ich mir, dass es Opa wieder schlechter gehen möge, damit wir den Urlaub abrechnen und schleunigst wieder nach Hause fahren können.

Nach dem Frühstück liege ich rücklings auf dem kratzigen Sofa, lasse die Beine über die Lehne baumeln und lese die Zeltplatzempfehlungen in einer Broschüre des Kanadischen Automobilclubs. In Gedanken laufe

ich davon, wohne das ganze Jahr über in einem Zelt und esse mein Leben lang Käseudeln, so viel ich will. Ich liebe Käse. Manchmal ist Käse das Einzige, was das Leben erträglich macht. Abends bekommt manchmal jeder seinen Lieblingsnachtisch: Schokopudding, Haferkekse ... An solchen Tagen sitze ich da und esse Käse. Dann fragt mich Dad, warum ich Käse esse, und ich sage, dass sich damit die Zeit besser vertreiben lässt. Und wenn er mich fragt, warum, zucke ich mit den Schultern.

Schließlich hat Mom die Nase voll, mich auf dem Sofa herumliegen zu sehen. »Hier gibt es einen See!«, sagt sie und stichelt mit dem Finger in Richtung Fernseher und weiter zu dem Silberschimmer jenseits der Bäume. »Warum gehst du nicht ans Wasser und springst hinein, wenn du schon den ganzen Tag im Badeanzug rumhängst? Schnapp dir doch ein Boot oder so was!«

Ein Boot?

Ich trotte also in meinen schwammigen blauen Flipflops über die Kiefernadeln hinweg zur Rezeption – schlapp, schlapp, schlapp – und frage den alten Mann nach einem Schlüssel für ein Tretboot. Er gibt mir die Nummer siebzehn. Der Schlüssel ist an einer leeren Bleichmittelflasche und einer leuchtend roten Schwimmweste befestigt. Der Mann will mir noch in die Weste helfen, aber ich kenne diese Dinge schon von meinem Schwimmkurs. Und weiter geht's, den

Weg durch die Kiefern hinunter zum Bootssteg – schlapp, schlapp, schlapp.

Die Tretboote sind gelb-orange wie Käse und haben einen schwarzen Streifen, ein Lenkrad und schwarze Stoßfänger. Sie sehen sehr schön aus, auch wenn sie für zwei Menschen gemacht sind. Das nächste Mal bringe ich für den anderen Sitz ein Buch mit, vielleicht auch ein Sandwich. Die unsichtbare Dexter würde sowieso nicht mitkommen, sondern lieber auf dem Bootssteg herumlümmeln und an ihrer Bräune arbeiten.

Jetzt hab ich die Nummer siebzehn gefunden. Der Boden ist nass, auf einem Pedal klebt eine Zitterspinne. Ich schabe sie mit meinem Flipflop ab, schwenke meinen Fuß durchs Wasser und scheuche dabei ein paar Kaulquappen davon. Mit einem nassen und einem trockenen Fuß steige ich ein. Da sagt eine Stimme: »Vergiss nicht dein Ess-Err-Emm!« So jedenfalls hört es sich an.

Ich schaue mich um und sehe den dicken Jungen. Ich hatte ihn gar nicht wahrgenommen. Er liegt auf dem Boden eines der am Bootssteg vertäuten Ruderboote, halb unter dem Seitendeck, mit einem Hut auf dem Gesicht. Das Boot hat keine Ruder. Es ist der Junge, den ich gleich bei unserer Ankunft auf dem Parkplatz gesehen habe. Außer ihm kenne ich nur einen dicken Jungen: Tim Digby aus meiner Schule, der mir einmal den Turnbeutel wegnahm und ihn dann in die Jungen-

toilette warf. Erst kicherte ich nervös. Dann ging ich rein, um den Beutel zu holen. Und dann stemmte er sich mit seinem massigen Körper gegen die Tür und ließ mich nicht wieder raus. Da stand ich nun, mit dem Turnbeutel vor der Brust, und schaute auf die blauen Fliesen, die stinkenden Klos und die schlierigen Sonnenstrahlen auf der Wand gegenüber dem hohen Fenster. Tim wurde so komisch knurrig und plumpste gegen die Tür. Du fopfst mich doch einfach, dachte ich. Ich werde mich weder wehren noch dich anbetteln. Schließlich kam ein Lehrer hereinspaziert und wir mussten beide nachsitzen.

Ich denke eine ganze Weile über diese Geschichte nach und dann frage ich: »Was?«

Der Junge bewegt sich nicht. »Dein Ess-Err-Emm!«, sagt er. »Du solltest es anlegen. Sonst könntest du ins Wasser fallen und untergehen und ertrinken. Dann müssen sie den ganzen See ausbaggern, um deine Leiche zu finden. Und wenn sie dich dann finden, bist du ganz grün und aufgedunsen, mit Seegras in den Haaren, schwarzen Lippen und Muscheln in den Augenhöhlen. Dann müssen sie dich in einem geschlossenen Sarg begraben, weil dich niemand so sehen mag, nicht einmal deine Eltern.«

Auch darüber denke ich eine Weile nach und dann frage ich noch einmal: »Was?«

Plötzlich setzt er sich auf, das Boot fängt dabei leicht